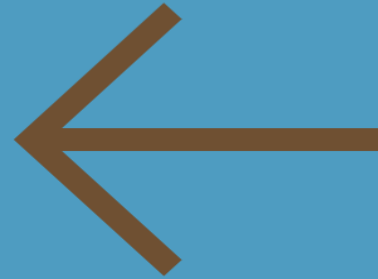


PARADIGMEN WECHSEL IM HUNDE TRAINING



Von Dominanz, Kontrolle und Widerständen

Schwerte, den 15.01.2025

Der Paradigmenwechsel im Hundetraining, der sich in den letzten zwei Jahrzehnten von dominanzbasierten Ansätzen hin zu wissenschaftlich fundierten Herangehensweisen vollzieht, markiert einen bedeutsamen Wandel in der Beziehung zwischen Menschen und Hunden. Dieser Wandel reflektiert nicht nur ein besseres Verständnis von Hundeverhalten, sondern auch eine gesellschaftliche Entwicklung hin zu mehr Empathie und evidenzbasiertem Handeln im Umgang mit Hunden. Dem wird nicht zuletzt auch in den Reformen der Tierschutzhundeverordnung und des Tierschutzgesetzes Rechnung getragen.

Dieser Wandel ist allerdings auch durch starke Widerstände geprägt mit Aufrufen, dem „schwarzmalen“ und dem „heraufbeschwören“ unhaltbarer Zustände in der heutigen Hundehaltung durch Training auf Basis positiver Verstärkung und sogar Petitionen gegen die angeblich „rein positive Szene“.

Ein Veränderungsprozess ist niemals linear und wird immer von Rückschlägen und Herausforderungen begleitet, die durch Ängste vor Veränderung, eventuellem Kontrollverlust oder auch Überforderung geprägt sind.

Dennoch findet er seit mehr als zwei Jahrzehnten statt. Und dies sind die Gründe:

VON DOMINANZ ZU BEZIEHUNG

Von der Dominanztheorie zum beziehungsorientierten Training

Die Übertragung der Dominanztheorie auf die Hundeerziehung führte zu Trainingstechniken, die auf positive Strafe und Unterwerfung setzten. Diese Theorie basiert auf der Annahme, dass Hunde, ähnlich wie Wölfe, in hierarchischen Rudeln leben, in denen ein „Alpha“ die Kontrolle ausübt – und ausüben muss.

Bradshaw, Blackwell und Casey (2009) widerlegten diese Annahme, indem sie zeigten, dass weder Wölfe noch unsere domestizierten Hunde ein starres Dominanzverhalten zeigen. Sie argumentieren darüber hinaus, dass die Anwendung der Dominanztheorie im Hundetraining mehr Schaden als Nutzen verursacht hat und auch noch heute verursacht.

Miklósi et al. (2003) fanden heraus, dass Hunde in sozialer Interaktion mit Menschen eher durch soziale Lernprozesse als durch Hierarchie oder Machtkämpfe lernen. Diese Erkenntnisse revolutionierten das Verständnis über Hundeverhalten und stellten die Annahme infrage, dass Hunde Grenzen und Respekt nur durch Konfrontation verstehen und erlangen können.

Konflikte als notwendige Lernprozesse?

Ein häufiges Argument, die der Paradigmenwechsel im Hundetraining widerlegt, ist die Vorstellung, dass Hunde Konflikte „erleben“ und „durchlaufen“ müssen, um Grenzen zu erlernen und zu respektieren. Das Konstrukt von Konflikten als notwendigen Lernprozess beruht wohl auf der Annahme, dass die Einhaltung und Akzeptanz von Grenzen nur durch Einschränkung erreicht werden können. Bei Hunden also z.B. durch „Einhaltung des Raums“,

durch physische Präsenz des Menschen oder eben unangenehmen Konsequenzen für den Hund – lerntheoretisch also positiver Strafe.

Diese Überlegungen, die ihren Ursprung wohl ebenfalls in traditionellen Erziehungsmethoden haben und für die es bisher keine wissenschaftliche Evidenz gibt, wurde durch Studien wie die von Herron, Shofer und Reisner (2009) bereits widerlegt. Sie fanden heraus, dass konfrontative Trainingsmethoden das Wohlbefinden der Hunde dauerhaft beeinträchtigen und oft zu Aggression und Angst führen. Positive Verstärkung hingegen fördert nachhaltiges Lernen und verbessert die Beziehung zwischen Mensch und Tier.

Konflikte und Konfrontationen sind daher kontraproduktiv. Herron, Shofer und Reisner stellten fest, dass Hunde, die in einem aversiven Umfeld trainiert wurden, mehr stressbedingte Verhaltensweisen zeigten. Eine Trainingsmethodik, die auf „Konflikte“ setzt, aus denen natürlich der Mensch als „Gewinner“ hervorgehen sollte, untergräbt das Vertrauen und die Bindung zwischen Hund und Bezugsperson und erschwert das Lernen. Schon Lindsay (2001) betonte, dass Hunde emotionale Unterstützung benötigen und ein für sie sicheres Umfeld, um zu lernen. Darüber hinaus zeigen ethologische Studien, dass Hunde Konflikte eher aktiv vermeiden und stattdessen subtile Kommunikationsstrategien einsetzen, wie z. B. Beschwichtigungsgesten (Mariti et al., 2017). Statt Konfrontationen zu suchen, bevorzugen Hunde kooperative Interaktionen.

Ausgewogenes Training – oder eher „Zuckerbrot und Peitsche“?

Das Prinzip von „Zuckerbrot und Peitsche“, bei dem sowohl positive Verstärker als auch positive Strafen abhängig vom Verhalten des Hundes eingesetzt werden – heute als „balanced“ oder „ausgewogenes“ Training bezeichnet – stellt eine weit verbreitete Fehlannahme dar. Diese Methode basiert auf der Überzeugung, dass eine Kombination aus positiven und negativen Konsequenzen erforderlich sei, um ein Gleichgewicht zu schaffen und unerwünschtes Verhalten zu reduzieren.

Hiby, Rooney und Bradshaw (2004) untersuchten die Effektivität von Trainingsmethoden und stellten fest, dass aversive Methoden langfristig zu Verhaltensproblemen führen können. Stattdessen fördern Methoden auf Basis positiver Verstärkung eine stabile und vertrauensvolle Beziehung zwischen Hund und Bezugsperson.

Die kurzfristige Unterdrückung problematischen Verhaltens durch positive Strafe mag oberflächlich erfolgreich erscheinen. Langfristig erhöht sie jedoch das Risiko von Angst und aggressivem Verhalten (Herron et al., 2009). Die Ursache des problematischen Verhaltens bleibt unbehandelt, und das Wohlbefinden des Hundes wird erheblich beeinträchtigt. Da nützt auch keine im Anschluss an die Strafe gegebende Belohnung.

Darüber hinaus leidet das emotionale Wohlbefinden der Hunde durch eine ständige Erwartungsunsicherheit unter solchen Methoden, und das Vertrauen zu den Bezugspersonen wird gefährdet.

Langfristig fördert positive Verstärkung die kognitive Flexibilität und die Fähigkeit, in neuen oder herausfordernden Situationen ruhig zu bleiben (MacLean et al., 2017). Hunde, die durch Belohnung und eindeutige, beständige und freundliche Kommunikation lernen, entwickeln ein

höheres Vertrauen in ihre Umgebung und ihre Bezugspersonen, was zu einer nachhaltig verbesserten Lebensqualität führt.

Respekt bitte! Hunde sind auch nicht „zimperlich“ miteinander.

Der Irrglaube, dass Hunde untereinander „nicht zimperlich“ sind und daher auch mit körperlichen Methoden trainiert werden können, wird ebenfalls durch wissenschaftliche Erkenntnisse widerlegt.

Hunde sind innerhalb ihrer sozialen Gruppen (z. B. in einem Rudel oder in einem Haushalt mit mehreren Hunden) tatsächlich nicht immer „zimperlich“. Sie kommunizieren durch Körpersprache, Lautäußerungen oder auch körperliche Maßnahmen wie Knurren, Schnappen oder Zwicken, um Grenzen zu setzen. Aber: Diese Interaktionen sind fast immer situativ und selten aggressiv. Es geht um klare Kommunikation, nicht um „Dominanz“. Ein Hund, der knurrt, möchte beispielsweise eine Distanz wahren und nicht zwangsläufig das Gegenüber kontrollieren.

Menschen sind zudem keine Hunde, und Hunde wissen das. Deshalb kann man das innerartliche Verhalten nicht 1:1 auf die Mensch-Hund-Beziehung übertragen. Stattdessen sollte der Mensch klare, faire und konsistente Regeln setzen, die für den Hund verständlich sind. Respekt – im menschlichen Sinne – seitens des Hundes entsteht, wenn er den Menschen als vertrauenswürdigen, konsequenten und berechenbaren Partner erlebt – nicht durch Einschüchterung oder Dominanzverhalten.

Studien von Soproni et al. (2002) und Hare et al. (2010) belegen, dass Hunde sehr feinfühlig auf die Körpersprache und die emotionale Ausstrahlung ihrer Bezugspersonen reagieren. Eine bedrohliche Körpersprache oder aggressive Kommunikation kann bei Hunden Stress und Ängste auslösen. Hunde sind keineswegs unempfindlich, sondern hochsensibel gegenüber körpersprachlichen Bedrohungen und stressigen Situationen.

Respekt ist zudem kein angeborenes Verhalten, sondern ein Ausdruck von sozialer Kompetenz, Vertrauen und Kommunikation. Respekt basiert auf gegenseitigem Verständnis und der Fähigkeit, Grenzen zu erkennen und zu akzeptieren. Wenn Menschen von Hunden „Respekt“ einfordern, wird dies oft als Gehorsam oder Unterordnung interpretiert. In moderner Hundetrainingstheorie geht es jedoch eher um das Schaffen von klaren Regeln und Grenzen, die der Hund nachvollziehen kann.

Soziales Lernen und die kognitiven und sozialen Fähigkeiten von Hunden

Ein wichtiger Bestandteil im Zusammenleben mit Hunden ist das soziale Lernen. Hunde lernen nicht nur durch direkte Erfahrung und klassischer und operanter Konditionierung, sondern (unter anderem) auch durch Beobachtung und Nachahmung ihrer Umwelt, insbesondere durch die Reaktionen ihrer Bezugspersonen.

Soziales Lernen ist ein Schlüsselaspekt moderner Trainingsmethoden und wurde durch Studien von Miklósi und anderen erforscht. Hunde können durch Beobachtung das Verhalten anderer Hunde oder Menschen nachahmen. Diese Fähigkeit ermöglicht es ihnen, Aufgaben zu erlernen, ohne direktes Training oder Versuch-und-Irrtum-Methoden durchlaufen zu müssen (Range et al., 2007). Sie können Verhalten von anderen Tieren und Menschen übernehmen. Insbesondere dann, wenn dieses Verhalten positive Konsequenzen hat (Pryor, 1999). Dies zeigt, dass Hunde nicht in einem ständigen Kampf um Macht leben, sondern viel mehr auf soziale Bindungen und die Kooperation mit ihren Menschen ausgelegt sind.

POSITIVE VERSTÄRKUNG DER SCHLÜSSEL

Packer et al. (2018) und Miklósi et al. (2003) zeigen zudem, dass Hunde über soziale Fähigkeiten verfügen, die es ihnen ermöglichen, zwischen verschiedenen Kommunikationsformen zu unterscheiden.

Eine Studie von Pongrácz et al. (2001) zeigte, dass Hunde durch Beobachtung eines Menschen lernen können, komplexe Probleme zu lösen, z. B. wie man eine Box öffnet, um an Futter zu gelangen. Das soziale Lernen spart Energie und minimiert Konflikte, da Hunde durch die Nachahmung erfolgreicher Strategien ihre Ziele erreichen, ohne in Wettbewerb oder Konfrontation mit anderen zu treten.

Die Forschung von Miklósi hat maßgeblich dazu beigetragen, das soziale Lernen und die kognitiven Fähigkeiten von Hunden zu verstehen. Hunde haben sich durch die Domestikation

zu hoch sozial kompetenten Tieren entwickelt, die in der Lage sind, feine menschliche Signale wie Zeigen oder Blickrichtungen zu interpretieren (Miklósi, 2015).

Langfristige Auswirkungen auf das Wohlbefinden

Das momentane Wohlbefinden des Hundes im Training ist ein entscheidender Faktor, jedoch sollte auch das mittel- bis langfristige Wohl berücksichtigt werden.

Neurobiologische Studien stützen die nachhaltige Wirksamkeit positiver Verstärkung. MacLean et al. (2017) wiesen nach, dass durch den Einsatz positiver Verstärkung Belohnungssysteme im Gehirn aktiviert werden, was nicht nur das Lernen erleichtert, sondern auch das emotionale Wohlbefinden des Hundes fördert. Im Gegensatz dazu führen strafbasierte Methoden häufig zu Stressreaktionen, die die Lernfähigkeit beeinträchtigen und das Vertrauensverhältnis zwischen Hund und Halter belasten und auch langfristig das Verhalten und die Gesundheit des Hundes negativ beeinflussen können. Trainingsmethoden auf Basis positiver Verstärkung hingegen fördern dauerhaft die emotionale Stabilität und das Vertrauen des Hundes – in sich, seine Umwelt und seine Bezugsperson.

Die Belastung der Bezugspersonen

Verhaltensprobleme bei Hunden belasten nicht nur die Tiere selbst, sondern auch ihre Bezugspersonen. Studien wie die von Hiby et al. (2004) belegen, dass problematisches Verhalten von Hunden häufig zu Stress, Frustration und Überforderung bei den Bezugspersonen führt.

Das Wohlbefinden der Bezugspersonen spielen im Alltag, Training und Zusammenleben eine entscheidende Rolle. Verhaltensprobleme belasten die Beziehung zwischen Mensch und Hund, doch Kontrolle und Einschränkungen bieten oft keine dauerhafte Entlastung. Studien wie die von Herron et al. (2009) belegen, dass positive Methoden nicht nur den Hund, sondern auch die Halter emotional entlasten.

Viele Hundebesitzer greifen noch immer in belasteten Situationen zu strafbasierten Methoden – oder bekommen diese von Trainer:innen angeraten - in der Hoffnung, schnelle Ergebnisse zu erzielen und die Kontrolle zu be- bzw. erhalten. Doch diese Ansätze verschärfen oft die Situation, da sie das Vertrauen zwischen Hund und Halter weiter beschädigen (Herron et al., 2009). Positive Verstärkung hingegen fördert eine harmonische Beziehung und reduziert langfristig die Belastung der Bezugsperson, da problematisches Verhalten auf eine nachhaltige Weise gelöst wird.

Die Rolle der positiven Verstärkung

Mit der Verhaltensanalyse basierend auf den Arbeiten von Skinner (1953), rückte die positive Verstärkung immer mehr in den Fokus. Susan G. Friedman fordert in ihrem Ansatz der „Behavioral Wellness“, dass Trainingsmethoden, die am wenigsten invasiven und gleichzeitig funktional effektivsten Ansätze nutzen sollten (Friedman, 2009). Eduardo J. Fernández entwickelte das LIFE-Modell (Least Intrusive, Functionally Effective), das betont, dass Training individuell auf den Hund angepasst sein und ebenfalls ohne Zwang oder positive Strafe auskommen sollte (Fernández et al., 2021).

Der LIFE-Ansatz (Least Intrusive, Functionally Effective) von Fernández et al. (2021) und die von Susan Friedman propagierte Hierarchie von Maßnahmen zur Verhaltensveränderung, bietet uns einen evidenzbasierten Rahmen für das Training von Hunden. Dieser Ansatz priorisiert Methoden, die minimal invasiv sind und gleichzeitig die gewünschten Verhaltensänderungen effektiv fördern.

Ein nicht-linearer Wandel im Hundetraining

Der Paradigmenwechsel im Hundetraining ist nicht linear. Der Übergang von einem dominanzbasierten zu einem bedürfnis- und belohnungsbasierten Ansatz auf Basis positiver Verstärkung wird von Widerständen begleitet.

Viele Bezugspersonen sind mit Überforderung konfrontiert, da sie aus alten Trainingsmethoden herauswachsen müssen und sich mit den neuen, wissenschaftlich fundierten Techniken zurechtfinden müssen. Zudem der gesellschaftliche Druck ihnen noch oft aus diesem veralteten Verständnis vorgibt, dass sie sich „durchsetzen“ müssen. Diese Veränderung ist also mit emotionalen Herausforderungen und der Angst verbunden, dass der Hund ohne Grenzen, durchgesetzt durch positive Strafen, nicht „gehorsam“ wird und ganz aus dem Ruder läuft. Hier lässt sich eine Parallele zur Kindererziehung ziehen, bei der der Wechsel zu gewaltfreier Erziehung nicht immer direkt und ohne Widerstände erfolgte. Die Überforderung der Bezugspersonen kann dazu führen, dass Rückschritte erlebt werden, bevor der neue Ansatz vollständig akzeptiert, adaptiert und umgesetzt werden kann. (Baumrind, 1991).

Kontrolle im Hundetraining – Der schmale Grat zwischen Führung und Überforderung

Kontrolle spielt im Hundetraining natürlich ebenfalls eine große Rolle - sowohl zur Sicherheit des Hundes als auch zur Sicherheit seiner Bezugspersonen und seinem Lebensumfeld. Die Frage, wieviel und auf welche Art und Weise die Bezugsperson Kontrolle ausüben sollte, wird oft missverstanden. Es geht nicht darum, den Hund durch Zwang und Überforderung in eine bestimmte Richtung zu lenken, sondern vielmehr darum, dem Hund die richtigen Rahmenbedingungen zu bieten, in denen er sich sicher und unterstützt fühlt. Kontrolle sollte als eine Form der Führung verstanden werden, die durch konsistente Kommunikation und Erwartungssicherheit geprägt ist, und nicht durch dominierende oder bedrohliche Körpersprache. Schalke et al. (2007) fanden heraus, dass Hunde unter Druck und Zwang oft eingeschüchtert, gehemmt und verhalten reagieren und nicht in der Lage sind, effektiv zu lernen. Unerwünschtes und durch positive Strafe gehemmtes Verhalten wird also nicht langfristig erhalten bleiben, wenn es nicht immer wieder eingeschränkt wird.

Daher ist sicherlich ein weiterer Faktor, der den Wandel im Hundetraining verlangsamt, auch die Angst vor Kontrollverlust. Kontrolle vermittelt Sicherheit – insbesondere dem Menschen.

Vielleicht ist es auch ein Problem, dass sich Bezugspersonen noch von aktuellen Trainingsansätzen und der Haltung dahinter überfordert fühlen, insbesondere wenn sie keine sofortigen Fortschritte sehen. Diese Überforderung führt wiederum dazu, dass sie zu alten, strafbasierten Methoden zurückkehren, die ihnen vielleicht vertrauter erscheinen.

Parallelen zur Kindererziehung

Die Entwicklungen im Hundetraining weisen bemerkenswerte Parallelen zur Kindererziehung auf. In beiden Bereichen hat sich der Fokus von autoritären, strafenden Methoden hin zu beziehungsorientierten Ansätzen verschoben. Studien in der Kinderpsychologie belegen, dass positive Verstärkung nicht nur zu besseren Verhaltensweisen führt, sondern auch das emotionale Wohlbefinden und die soziale Kompetenz fördert (Baumrind, 1991). Ebenso wie in der Hundehaltung gibt es jedoch auch in der Kindererziehung Widerstände gegen neue Ansätze. Viele Menschen empfinden den Wechsel von autoritären zu partnerschaftlichen Ansätzen als Verlust von Kontrolle. Sie fürchten, dass Kinder oder Hunde „die Oberhand gewinnen“, wenn man auf Strafe und Autorität verzichtet.

Widerstände gegen den Wandel...

Positive Ansätze werden nach wie vor oft missverstanden und als zu nachgiebig oder inkonsequent abgetan. In beiden Bereichen gibt es das Vorurteil, dass positive Verstärkung Verwöhnung oder Nachsicht bedeutet oder die intrinsische Motivation des Lernenden völlig korrumpiert – was bei einer fachlich fundierten Umsetzung aber nicht der Fall ist.

Studien zeigen, dass sowohl Kinder als auch Hunde von einem respektvollen, unterstützenden Umgang profitieren und dadurch selbstständiger und kooperativer agieren (Baumrind, 1991; Polgár et al., 2019).

Die Weiterentwicklung in der Kindererziehung hat Jahrzehnte gebraucht und ist in vielen Gesellschaften noch nicht vollständig akzeptiert. Dasselbe gilt für das Hundetraining: Fortschrittliche Ansätze sind noch lange nicht überall etabliert und veraltete Methoden werden noch oft weitergegeben.

Die Veränderung wird weitergehen!

Der Paradigmenwechsel im Hundetraining stellt nicht nur eine Veränderung in den Trainingstechniken dar, sondern auch einen gesellschaftlichen Wandel, der in vielen Bereichen der Tierhaltung sichtbar ist.

Obwohl die wissenschaftliche Evidenz die Effektivität moderner Trainingsmethoden unterstützt, wird es weiter Widerstände, Bedenken und Gegenargumente um diesen Wechsel geben. Neue Ansätze erfordern ein Umdenken, den Erwerb neuer Fähigkeiten und die Überprüfung der eigenen Haltung.

Der Wandel im Hundetraining der beiden letzten Jahrzehnte zeigt, dass Hunde keine Dominanz, keine Konflikte und keine positive Strafe brauchen, um zu lernen und zu kooperieren. Sie benötigen eine freundliche, konsistente Kommunikation und ein sicheres und vertrauensvolles Umfeld zum Erlernen gesellschaftlich kompatibler und angemessener Umgangsweisen und Verhaltensstrategien, die keine Bedrohung für die Bezugspersonen und ihr Umfeld darstellen. Konflikte und folgende Strafen sind dabei kein unvermeidlicher Bestandteil des Lernens, sondern eine Frage der eigenen Haltung.

Über den Internationalen Berufsverband der Hundetrainer:innen & Hundeunternehmer:innen (IBH) e.V.:

Der **IBH e.V.** setzt sich als Berufsverband seit 2009 dafür ein, Hundebesitzer:innen auf der Suche nach fachlicher Unterstützung Sicherheit zu bieten. Alle Verbandsmitglieder verpflichten sich unter anderem zu regelmäßiger, fachlich hochwertiger Weiterbildung

Weitere Informationen:

www.ibh-hundeschulen.org

Ihr Kontakt zum IBH e.V.:

IBH e.V.

Ernst-Gremler-Str. 17

58239 Schwerte

info@ibh-hundeschulen.org



**GLAUBEN -
ODER
WISSEN?!**

Literaturverzeichnis:

- Baumrind, D. (1991). The influence of parenting style on adolescent competence and substance use. *Journal of Early Adolescence*, 11(1), 56-95.
- Bradshaw, J. W. S., Blackwell, E. J., & Casey, R. A. (2009). Dominance in domestic dogs—useful construct or bad habit? *Journal of Veterinary Behavior*, 4(5), 135-144.
- Fernández, E. J., et al. (2021). LIFE: A Framework for Training Animals with Least Intrusive, Functionally Effective Methods. *Animal Behavior and Cognition*, 8(2), 154 - 166.
- Friedman, S. G. (2009). What's Wrong with this Picture? Effectiveness Is Not Enough. *Journal of Applied Behavior Analysis*, 42(4), 705-715.
- Herron, M. E., Shofer, F. S., & Reisner, I. R. (2009). Survey of the use and outcome of confrontational and non-confrontational training methods in client-owned dogs showing undesired behaviors. *Applied Animal Behaviour Science*, 117(1-2), 47-54.
- Herron, M. E., Shreyer, T., & Voulis, S. (2009). A comparison of dog training methods: The influence of training style on the relationship between dog and owner. *Journal of Veterinary Behavior*, 4(5), 204-211.
- Hiby, E. F., Rooney, N. J., & Bradshaw, J. W. S. (2004). Dog training methods: Their use, effectiveness and interaction with behaviour and welfare. *Animal Welfare*, 13(1), 63-69.
- Lindsay, S. R. (2001). *Handbook of Applied Dog Behavior and Training: Volume 1: Adaptation and Learning*. Wiley-Blackwell.
- McConnell, P. (2002). *The Other End of the Leash: Why We Do What We Do Around Dogs*. Ballantine Books.
- Mariti, C., et al. (2017). Nonverbal communication in dogs: A review. *Journal of Veterinary Behavior*, 19, 52-60.
- MacLean, E. L., et al. (2017). The effect of training methods on dogs' behavior and welfare. *Behavioral Processes*, 134, 44-51.
- Miklósi, Á. (2015). *Dog Behaviour, Evolution, and Cognition*. Oxford University Press.
- Miklósi, Á., et al. (2003). A social learning approach to dog behavior and training. *Animal Behavior*, 65(2), 271-278.
- Packer, R. M., Blackwell, E. J., & White, J. (2018). Evaluation of training methods for the domestic dog (*Canis familiaris*). *Journal of Applied Animal Behavior Science*, 205, 38-47.
- Polgár, Z., Arhant, C., & Miklósi, Á. (2019). Training methods and their effects on canine behavior: A systematic review. *Applied Animal Behaviour Science*, 216, 68-82.
- Pongrácz, P., Miklósi, Á., & Csányi, V. (2001). Comparative social cognition: How do dogs learn by observation? *Behavioral Processes*, 53(1), 75-85.
- Pryor, K. (1999). *Don't Shoot the Dog: The New Art of Teaching and Training*. Bantam.
- Range, F., et al. (2007). The effect of observational learning on the acquisition of novel behaviors in dogs. *Animal Cognition*, 10(1), 60-67.
- Soproni, K., et al. (2002). Dogs are sensitive to the human pointing gesture. *Behavioral Processes*, 58(2), 99-107.